

Leitartikel

Heinz Schuster

Image und Methode

Wenn die katholische Kirche den Eindruck vermeiden wollte, eher auf die Erhaltung ihres eigenen Systems als auf die Praktizierung des Evangeliums Jesu bedacht zu sein, wenn sie den vielerorts zu hörenden Vorwurf, sie sei eher eine Kirche der Gesetzlichkeit als der „Menschenfreundlichkeit Gottes“, widerlegen wollte, dann war sie in den letzten Jahren offensichtlich nicht gut beraten. Dabei wird das Image der Kirche mehr und mehr von ihrer *Methode* geprägt: Die Methode, an Vorschriften zu erinnern, die schon beinahe in Vergessenheit geraten sind, um einer neuen, christlich motivierten Praxis Platz zu machen (so z. B. im Raum des Gottesdienstes, der Buß- und der Firmpraxis); die Methode, dezidierte Weisung in einer bestimmten Richtung zu geben, obwohl in der theologischen Diskussion sich bereits gediegene Argumente für eine andere Richtung ergeben haben (so z. B. bei der Empfängnisregelung, bei der Frage nach der Rolle der Diözesan- oder Pastoralräte); die Methode, durch den Entwurf eines – in sich schon recht entbehrlichen – „Grundgesetzes“ die Ansätze und Anregungen eines ganzen Konzils zu untergraben.

Das Image der Kirche ist jedoch keinesfalls einheitlich. In den einzelnen Gemeinden und nicht zuletzt in dem Einsatz vieler einzelner Seelsorger und anderer Christen gibt es wirklich noch die unmittelbare Sorge um den Menschen, gibt es die spontane Verkündigung und Verwirklichung eines Evangeliums der Menschenfreundlichkeit, der Barmherzigkeit, der Hoffnung, der aktuellen Hilfe für die Notleidenden, die Mühe um ganz einfache christliche Glaubwürdigkeit. Auf diese konkrete Seelsorge wird auch oft von oben her verwiesen, wenn Vorwürfe, wie sie eben angedeutet wurden, gegen „die Kirche“ erhoben werden. Aber genau darin liegt *wieder eine Methode*, die nicht unbedenklich ist: In dem einen Bereich der Kirche denkt und spricht man in Prinzipien und nimmt relativ kühl in Kauf, daß diese Prinzipien für viele Christen eine unerträgliche Last (Mt 23,4 par.) bedeuten, auf der anderen Seite verweist man – scheinbar zu Recht – auf die Seelsorge-vor-Ort, in der ja gar nicht so heiß gegessen wird, wie gekocht wurde. Daß damit implizit vorausgesetzt und bestätigt wird, daß es in der Seelsorge nicht um Prinzipien, päpstliche und bischöfliche Verlautbarungen, Grundgesetze, Enzykliken,

sondern um konkreten Dienst am Menschen geht, und sei es ein wenig außerhalb der kirchenamtlichen Legalität, dies wird offensichtlich von vielen nicht genau gesehen. Mit dieser Methode bringt man Seelsorger und einfache Gemeindeglieder aber immer schon in eine schizophrene Situation: einerseits werden sie mit der Politik und den Gesetzen einer Kirche identifiziert, auf die sie absolut keinen Einfluß haben, andererseits müssen sie dieses Stück kirchlicher Realität hintanstellen, um der Seel-Sorge willen – und werden dafür noch als gutes Beispiel kirchlichen Tuns herausgestellt. Diese Schizophrenie muß natürlich auch bei der sogenannten Amtskirche vorliegen: Man urgiert Gesetze mit aller Härte und spekuliert auf die Milde der konkreten Seelsorgevorort; man besteht auf den Prinzipien, aber man ist großzügigen „pastoralen Lösungen“ gegenüber nicht verschlossen. Die Frage nach der konkreten Chance der Kirche innerhalb der heutigen und zukünftigen Menschheit ist nicht mehr vor allem eine Frage nach der „absoluten Wahrheit“ oder nach den „unabänderlichen Normen“, sondern immer mehr auch eine Frage nach der *genuin christlichen Methode*.

Die Kirche hat von Jesus keinen neuen Nomos empfangen. Sie hat auch nicht die Legitimation, anstelle Jesu für die nachfolgenden Generationen einen solchen zu dekretieren. Jesus selbst, seine Worte, sein Verhalten, seine Ausstrahlung und nicht zuletzt seine alles riskierende Hingabe an den Menschen sind und bleiben der einzig verbindliche Nomos für die Christen. Die frühen christlichen Gemeinden haben daraus die Konsequenz gezogen: Sie verzichteten darauf, Gesetze zu urgieren, sie greifen zur *Methode der Paränese* (vgl. dazu den Beitrag von J. Blank in diesem Heft), d. h. sie muntern sich auf, sie ermahnen sich gegenseitig (!), sie reden miteinander, um zu überzeugen und eine gemeinsame Basis zu finden.

Auch wenn es überspitzt sein sollte: Im Vergleich zu dieser *genuin christlichen Methode der Paränese* ist der vielbeschworene „Dialog“ der Christen untereinander und vor allem der verschiedenen kirchlichen Instanzen untereinander eine Leerformel. Sie war es nicht beim 2. Vatikanischen Konzil und in den Monaten danach. Aber dann hat es aufgehört, daß man in der Kirche offen und vorbehaltlos miteinander sprach. Das wirkliche Sagen haben in der Kirche seitdem wieder nur einige Wenige, und ihre Legitimation beziehen sie – wie eh und je – letztlich aus der Inhabung eines bestimmten Amtes und nicht aus der Kraft der Reflexion und der Argumente.

Damit nicht wieder das alte Mißverständnis aufkommt: Es

ist legitim, daß die Kirche sich strukturiert und organisiert. Aber eine Kirchen-Ordnung kann niemals eine Heils-Ordnung sein und werden, selbst wenn diese Identifikation noch so praktisch wäre. Die Kirche mag auf gewisse Leitlinien – und meinetwegen also „Normen“ – angewiesen sein. Aber solche Vereinbarungen haben allein den Zweck, den kirchlichen Dienst, also den Dienst an den Menschen, an ihrem Glauben, ihrer Hoffnung und ihrer Liebe effektiver und dem Evangelium entsprechender zu machen. Damit aber sind sie diskutabel. Nicht nur unter den Mitgliedern einer Bischofskonferenz, sondern unter allen Christen.

Die frühen christlichen Gemeinden haben ihren Elan offensichtlich nicht zuletzt daher bezogen, daß sie von Jesus, ohne eindeutige Richtlinien und Normenkataloge in ihre Aufgabe entlassen worden sind. Daß diese Motivation genügt, daß eine solche Ratlosigkeit nicht unbedingt in ein Chaos führen muß, daß sich trotz der Mühsal der kollektiven Wahrheitsuche eine Einheit der Gemeinden – in Gestalt einer Kirche – ergeben kann, dafür ist die Kirchengeschichte doch Zeugnis genug. Wer sagt, diese ur-christliche Methode könne heute nicht mehr greifen, erklärt die Idee und Sache Jesu im Nachhinein letztlich für utopisch und gescheitert.

Artikel

Josef Blank Evangelium und Gesetz

Zur theologischen
Relativierung und
Begründung ethischer
Normen

1. Die Bedeutung
des Problems

Der spezifisch christliche Beitrag zur Diskussion um das Problem der Normenfindung muß aus dem Evangelium schöpfen. Die folgenden Überlegungen spannen daher den Bogen von der Bibel bis zu Bedingungen für heutige Ethik.

red

„Das Verhältnis von Gesetz und Evangelium erörtern, heißt in die Mitte des Christentums gehen und nach dem Wesen des Christentums fragen.“ So schrieb schon vor einigen Jahren Gottlieb Söhngen¹. Leider kann man nicht sagen, daß die katholische Theologie, speziell die theologische Ethik, seither sich dieser bedeutsamen Unterscheidung, die in der evangelischen Theologie bekanntlich eine zentrale

¹ G. Söhngen, *Gesetz und Evangelium. Ihre analoge Einheit*, Freiburg – München 1957, 1; *ders.*, *Grundfragen einer Rechtstheologie*, München 1962.